

katholisch in diesem Punkt – die katholischen Befragten hielten den politischen Einfluß der Gewerkschaften viel zahlreicher für zu hoch (zu 64 Prozent gegenüber nur 30 Prozent der evangelischen) – mutet bei Personen, die gegenüber der Wirtschaft speziell einen moralischen Auftrag haben, eher selbstverständlich an. Und daß beim Testen des wirtschaftlichen Wissens zwischen Schlagwortwissen und Wissen um die Ursachen bestimmter wirtschaftlicher Phänomene (z. B. der Geldentwertung) sich wie bei anderen wirtschaftswissenschaftlich wenig vorgebildeten Bevölkerungsschichten auch eine beachtliche Kluft auftut, kann fast jeder ahnen. Schmidtchen attestiert der „religiösen Elite“ generell eine Tendenz, „wirtschaftliche Fragen zu moralisieren“, muß aber auch feststellen: „Wir stehen offenbar nicht dem Wirtschaftsbild speziell der Pfarrer, Religionslehrer und Religionslehrerinnen gegenüber, sondern ganz allgemein den Wirtschaftsvorstellungen der gebildeten Schichten.“ So sind letztlich die Antworten zur gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt und zum Einfluß des technischen Wandels auf Wirtschaft und Gesellschaft interessanter als die Antworten auf Wirtschaftsfragen im engeren Sinne. Daß bei der Kernenergie neben den positiven Seiten (saubere Energie!) zu viel höheren Prozentsätzen die akuten Risiken hervorgehoben werden, spricht eher für die Ausgeglichenheit des Urteils, daß sie bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit überwiegend auf Schaffung von Teilzeitarbeitsplätzen und damit in erster Linie auf soziale statt auf wirtschaftliche Lösungen setzen, auch. Daß 64 Prozent der Befragten meinten, der stärkere Einsatz von Elektronik wirke sich negativ auf die persönliche Freiheit des einzelnen aus, überrascht indessen. Und bei der Beurteilung der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung kehren vorwiegend bekannte Klischees wieder. Dabei werden die gesellschaftskritischen Akzente von Evangelischen und Katholischen zum Teil unterschiedlich gesetzt. Evangelische kritisieren häufiger und nachdrücklicher politische Zustände: „Staatsverdrossenheit“, „Niedergang

der politischen Moral“, „Verdummung [Ver-Kohlung]“, „Rechtsruck“ etc.), während die Kritik von katholischer Seite stärker die moralische Entwicklung in der Gesellschaft im Blick hat („Konsumdenken“, „Zunahme der Kriminalität“, „Scheidungsfreudigkeit“, „Abtreibungszahlen“).

Aber auch da darf die Aussagekraft der Umfrage nicht überbewertet werden. Ihre Repräsentativität ist höchst fragwürdig. Je 100 evangelische resp. katholische Pfarrer und Religionslehrer wurden angeschrieben. Die Zusammensetzung der Befragten scheint recht zufällig über Ordinariate und Kirchenleitungen zustande gekommen zu sein. Der Rücklauf von evangelischen (31) und katholischen Adressaten (69) war höchst unterschiedlich. Die effektiv ausgewerteten Antworten lagen beträchtlich unter 100. Das Bemerkenswerteste an der ganzen Umfrage war so eigentlich die sehr unterschiedliche Antwortbereitschaft auf evangelischer und auf katholischer Seite. Vielleicht sollte gerade deswegen eine unabhängige Instanz, als es in dem Fall die Arbeitgeberverbände sein können, mehr Geld locker lassen, als es diesmal geschah, um eine seriösere Felduntersuchung durchführen zu können, als es die vorliegende sein konnte. se

Glücksfall?

Der Erfolg von „Oh Gott, Herr Pfarrer“

Wer hätte das gedacht? Bisher war man eher Klagen gewöhnt darüber, eine wie geringe Rolle Religion und Kirche im Fernsehen spielen, wie hoch der Prozentsatz der aus der Kirche ausgetretenen Mitarbeiter der Rundfunkanstalten sei usw. Nun kommt plötzlich eine Spielfilmserie zur besten Sendezeit ins Programm, die im kirchlichsten Milieu spielt, das die Kirchen hierzulande zu bieten haben: zwischen Pfarrhaus, Gemeindesaal und Kirche in einer schwäbisch-protestantischen Kleinstadt. Kein kirchlicher Rundfunkbeauftragter war für

die Sendung verantwortlich, kein Kirchenfunk zuständig, der Autor der Serie bezeichnet sich selbst obendrein noch als linker Sozialdemokrat und ist aus der Kirche ausgetreten – und was wird daraus: ein Publikumserfolg, wie ihn auch die Rundfunkanstalten nicht alle Tage erleben.

Worin gründet der Erfolg der Unterhaltungsserie „Oh Gott, Herr Pfarrer“ des Süddeutschen Rundfunks und seines Autors *Felix Huby* alias Eberhard Hungerbühler? Ist es das allgemein hohe Ansehen des Pfarrerberufs, wie man es von Zeit zu Zeit wieder in Umfrageergebnissen bestätigt findet? Nach dem Rechtsanwalt in „Liebling, Kreuzberg“ und dem Arzt in der Schwarzwaldklinik nun also der Pfarrer von Talberg?

Gerade beim Pfarrer könnte tatsächlich Nachholbedürfnis bestehen. Lange Zeit war das Thema wohl schlicht zu sehr tabu gewesen, als daß man sich getraut hätte, es mit den Mitteln einer Unterhaltungsserie für das breite Publikum aufzubereiten. Die Serie lebt im wesentlichen von Geschichten, die nur deshalb Geschichten sind, weil ein Pfarrer in sie verwickelt ist. Ein Mann, zu dem man aufschaut, eine Familie, die – nicht selten zum eigenen Verdruß – als Vorbild dazustehen hat, sind gar nicht anders als wir alle: Der Pfarrer verliebt sich über beide Ohren, spielt „fetzig“ Schlagzeug und steigt zu einem Zuhälter ins Auto, liegt unter dem eigenen Wagen und macht sich die Hände schmutzig. Die Frau des Pfarrers möchte einen eigenen Beruf ausüben, und die Tochter bringt über Nacht einen Freund ins Pfarrhaus. In dieser Hinsicht hat der Film – wie viele andere – etwas Subalternes an sich, da man sich für die Alltäglichkeiten derjenigen interessiert, zu denen man aufschaut. Zugleich ist der Film eben ein Stück praktizierter Entmythologisierung der Pfarrhausfamilie, ein Reiz, der sich jedoch irgendwann von selbst verbraucht.

Aber dem Autor gelingt es, über diese zum Pflichtprogramm einer Unterhaltungsserie gehörenden Elemente hinaus ein Bild vom Leben der Pfarrerrfa-

milie zu zeichnen, das in seiner Vielschichtigkeit und Gebrochenheit die Sendereihe letztlich doch über das sonst gängige Niveau von Serien dieser Art hinaushebt. Vor allem die Spannung zwischen nonkonformistischem Berufsethos einerseits und den Bedürfnissen eines volksgemeinlich geprägten Gemeindemilieus wird plausibel. Daß diese Welt um das Pfarrhaus von Talberg ihrerseits mit mancherlei Klischees möbliert ist, bis hin zu jener unsichtbaren Regie, die halt doch immer alles zum Guten wendet (wie sonst sollte die Serie auch weitergehen), scheint demgegenüber unerheblich. Möglicherweise nehmen Kritiker, die ihren Spott darüber ausschütten, die erzählte Wirklichkeit ernster als jene, die sie mit ihren vermeintlich unaufgeklärten Bedürfnissen nach Idyllen und Biedermeier vor den Fernsehgeräten vermuten.

Sosehr der Film also aus kirchlicher Sicht durchaus als Glücksfall gelten darf, so offenbarte die Sendereihe doch zugleich auch – ungewollt – einen bedenklichen und bedenkenswerten Umgang der Kirchen – vor allem der protestantischen – mit dieser Erfahrung. Das ganze wirkte so, wie wenn eine notorisch vernachlässigte Minderheit im Land aufatmet und verwundert feststellt, daß man sich „in der Welt draußen“ nun doch für sie interessiert. Man denkt bereits darüber nach, inwieweit eine solche Serie das Bild von Kirche verändern bzw. dazu beitragen kann, eine kirchenfreundlichere Stimmung hierzulande zu schaffen, anstatt in dieser Hinsicht auf die eigenen Kräfte zu vertrauen. Was sagt es eigentlich über das Selbstbewußtsein eines Kirchenvolkes aus, wenn der Autor der Sendereihe in einem Interview mit dem Evangelischen Pressedienst geradezu wie in einem Hilferuf anmerkt: „Ich wollte doch nur eine Unterhaltungsserie schreiben“, und darauf hinweist, wie viele kirchliche Gruppen ihn schon eingeladen hätten, vor ihnen zu sprechen? Weiß man nicht, wie es in den eigenen Pfarrhäusern zugeht, wenn man sich nach einer solchen Serie von Fachleuten und Insidern erst erklären lassen muß, daß so tatsächlich die Wirklichkeit aussieht? nt

Österreich: Die innerkirchliche Situation wird noch schwieriger

Die Hoffnungen und Erwartungen der Kirche in Österreich, durch den harmonisch verlaufenen zweiten Pastoralbesuch von Papst Johannes Paul II. im Juni des Vorjahres seien die durch die Bischofsernennungen in Wien entstandenen Spannungen zwischen dem Apostolischen Stuhl und maßgeblichen kirchlichen Kreisen in Österreich aus der Welt geschafft worden, haben sich als Illusion erwiesen. Die Vorgangsweise bei der Bestellung des neuen Erzbischofs von Salzburg und des Nachfolgers für Bischof *Bruno Wechner* in Feldkirch zeigt vielmehr, daß sich in Rom bei der Bestellung von Bischöfen ein Kurs durchgesetzt hat, der auf die Wünsche und Sorgen der Ortskirchen keine Rücksicht mehr nimmt und Kandidaten von ganz bestimmten ideologischem Zuschnitt bevorzugt. Die Vorstellung, man könnte dieser Strategie durch eine intensivere Information im Vatikan begegnen oder sie durch betont loyale Zurückhaltung unterlaufen, erwies sich als unreal.

Eine durchgehend spürbare Enttäuschung

Die Folge ist eine durchgehend spürbare Enttäuschung, ja Erbitterung in katholischen Kernschichten Österreichs, und die Art und Weise der Bestellung des Dechanten von Altenmarkt im Pongau, *Georg Eder*, zum Salzburger Erzbischof stößt allenthalben auf herbe Kritik. Es wird befürchtet, daß diese Kritik zur offenen Empörung eskalieren wird, nachdem in Vorarlberg tatsächlich der Regionalvikar des Opus Dei in Österreich, *Klaus Küng*, zum neuen Diözesanbischof in diesem eigenwilligen österreichischen Bundesland ernannt worden ist. Schon formieren sich Kräfte in katholischen Kernschichten, die – auch von den Bischöfen – eine deutlichere Sprache ge-

genüber dieser, wie sie meinen, Mißachtung der Ortskirchen in Rom verlangen.

Der Papst nahm am 5. September 1988 das Rücktrittsgesuch des 80jährigen Salzburger Erzbischofs *Karl Berg* an, das dieser schon fünf Jahre zuvor in Rom eingereicht hatte. *Karl Berg* trat 1973 sein Amt an und steuerte seine Erzdiözese in den folgenden Jahren sehr behutsam durch die Klippen der damaligen innerkirchlichen Auseinandersetzungen. Im Dezember 1985 wurde er zum Vorsitzenden der österreichischen Bischofskonferenz gewählt. In dieser Funktion gewann er immer mehr Profil, als er ohne jede Aggressivität, bescheiden und doch mannhaft die Position der Kirche Österreichs in den Turbulenzen um die jüngsten Bischofsernennungen in Wien vertrat.

Bereits wenige Tage nach Annahme des Rücktritts von Erzbischof *Berg* langte beim Domkapitel von Salzburg der Dreivorschlag aus Rom mit den Namen der Kandidaten für das Amt des neuen Erzbischofs ein, der bekanntlich den Ehrentitel eines „Primas Germaniae“ trägt. Es heißt, daß in diesem Dreivorschlag der Regionalvikar des Opus Dei, der jetzt für Voralberg ernannte *Klaus Küng*, der Moraltheologe *P. Andreas Laun* und der Dechant von Altenmarkt, *Georg Eder*, genannt worden sind. Angesichts dieses Vorschlages, in dem kein einziger Name der von den österreichischen Bischöfen oder vom Salzburger Domkapitel genannten Kandidaten enthalten war, entschloß sich das Domkapitel, zunächst nicht zu wählen. In einer öffentlichen Erklärung des Domkapitels, die anlässlich des Festes der Diözesanpatrone *Rupert* und *Virgil* am 24. September an die Presse weitergegeben wurde, ist die Einheit in der Erzdiözese, die Einheit des Klerus mit den Laien und die Einheit der Ortskir-